

(Nachdruck verboten.)

## 8) Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Han.

Durch Hellwigs Körper ging ein Auck, fast wütend blickte er auf seinen Nachbar. Aber der Dieb belastete ihn nicht.

„Ne, Sa Richter, ich un Hellwig, wir kennen uns schon von die Zeit, wo wa' noch Jungens wa'n . . . und da ham wa' . . .“

„s gut!“ Dr. Dröschmann winkte ihm Schweigen.

„Also, Hellwig, nun frage ich Sie zum letztenmal: Ist das hier Ihre Uhr, und wofür haben Sie sie bekommen? . . . Wollen Sie wirklich angesichts dieser klaren und nicht zu erschütternden Zeugenauslagen bei Ihrem Leugnen bleiben?“

Georg Hellwig atmete tief auf, es war, als wenn er reden wollte, aber er blieb stumm. Er fand die Brücke nicht, die von der Lüge zur Wahrheit führte. Und Herr Dr. Dröschmann, der diese Brücke wohl sah und der nur hätte sagen brauchen:

„Bestehen Sie doch ein, daß Sie die Uhr für das Heraus-schleifen des Monogramms bekommen haben. Damit geben Sie ja immer noch nicht zu, daß Sie gewußt haben, jene goldene Uhr, aus welcher Sie die Buchstaben entfernten, sei gestohlen —“

Herr Dr. Dröschmann hütete sich wohl, diesen Satz auszusprechen. Für ihn existierte nur die Aufgabe, Schuldige herauszufinden. Daß diese Schuldigen oder Unschuldigen Menschen seien, arme, unselige Menschenkinder, die oft zum ersten Male gestraucht waren, über kleine, manchmal ganz lächerliche Sündchen und die mit ein wenig Nachsicht so leicht noch vor'm Stürzen zu bewahren gewesen wären — das hatte Dr. Dröschmann im Laufe der Jahre vergessen. Er war, wie ein barbarischer Jäger, der von Schuß zu Schuß vorwärts-eilt, mit wachsender Mordlust, berauscht vom Blut, und der nicht einmal merkt, welche Qualen seine Opfer erdulden . . .

5.

Seit drei Tagen war es stockfinster um Georg Hellwig, der wegen Widerstandes gegen seinen Aufseher zu sieben Tagen Dunkelarrest verurteilt war — der Untersuchungsrichter hatte Recht behalten mit seiner Prophezeiung: der Knopfsrücker würde den Keller schneller wie irgendein anderer kennen lernen . . .

Und hier in der Dunkelheit der Kellerröhre, deren vergittertes Fenster mit eisernen Läden verschlossen war, hier hatte er genug Zeit, über sich und sein Schicksal nachzudenken . . . Wie die surrende Lichtbilderferie im Kinematographen glitt die Zeit von seiner Einlieferung ins Untersuchungsgefängnis bis heute an ihm vorüber.

Und er, der sich jetzt selber nicht sehen konnte, hatte gar nicht das Gefühl, daß ihm das alles passiert sei . . . vor einem Monat hatte er noch auf seinem Schemel vor dem Balancier gesessen, zwischen den Arbeitskollegen, und hatte Knöpfe fabriziert . . . und jetzt . . . Georg Hellwig schlug mit der linken Faust vor sich durch die Finsternis und knirschte mit seinen festen Zähnen voller Ingrimm.

Nach jenem Verhör vor dem Untersuchungsrichter hatte er noch zwei Wochen in Untersuchung gesessen, hatte verschiedene Auftritte mit den Gefängnisbeamten gehabt und war dann „vorgekommen“ zur Hauptverhandlung.

Ein kleiner Saal, rechts von ihm die Zeugenbank, auf der saß Wiese. Dahinter eine Barriere und hinter dieser ein paar Zuschauer, unter denen er mit Entsetzen seinen Meister aus der Fabrik bemerkte. Mit dem stand er sowieso nicht gut. Der würde jetzt gewiß nichts Eiligeres zu tun haben, als überall in der Fabrik herumzuerzählen: „Georg Hellwig muß sitzen . . . muß sitzen!“ . . . Ne, da konnte er nachher sich wieder hin, da nicht! . . . verdammt! . . . und die Kollegen aus seinem Verein, die erfuhren's auch alle . . . und die Emilie auch! . . .

Das quälte ihn so, daß er anfänglich gar keine Aufmerksamkeit für die Richter hatte. Bis der Vorsitzende seine Frage etwas ungeduldig wiederholte:

„Sie heißen Georg Hellwig?“

Er bejahte. Und dann kam wieder das ganze Rationale und schließlich die Frage nach seiner Schuld.

Nein, er wußte von nichts. Die Uhr hätt' er sich gekauft. Wo? . . . Daran könnt' er sich nicht mehr erinnern.

„Hellwig! . . . hören Sie mich mal an!“

Der Knopfsrücker, der seinen eckigen Kopf gesenkt hielt, mußte aufsehen. In diesen Worten, die gar nicht weich oder gar sentimental klangen, war etwas, das ihn anging.

Der Vorsitzende sprach weiter mit seiner ruhigen, ernststen Stimme, die etwas Ueberzeugendes und Erwärmendes hatte:

„Soll ich Ihnen mal sagen, wie die Sache war? . . .“

Hellwig senkte seinen Kopf wieder und schwieg.

Und nun sagte der Richter alles genau so, aber auch haarklein, wie es sich abgespielt hatte. Er legte dem Angeklagten die Worte in den Mund, die diesen hätten freikommen lassen, wenn er sie nur nachgesprochen hätte:

„. . . . Sie haben sich am Ende gar nichts dabei gedacht, als Sie das Monogramm aus der Uhr heraus-schliffen . . . man macht ja manchmal so eine Dummheit, ohne die Folgen zu berechnen, obwohl man sich bei einigem Nachdenken sagen müßte: Da kann nichts Gutes bei heraus-kommen . . . Natürlich kannten Sie den Zeugen Wiese und werden auch gewußt haben, daß nicht viel an ihm dran ist, nicht wahr, Hellwig?“

Der Knopfsrücker schwieg.

„. . . aber das will ja auch noch nichts sagen! . . . Das Gesetz verlangt, daß der Angeklagte sich einer strafbaren Handlung auch bewußt ist, um ihn zu verurteilen. Demnach müßten Sie also gewußt haben, daß Wiese sich die beiden Uhren unrechtmäßigerweise angeeignet hat . . . und daß dem so ist, das behauptet der Zeuge ja auch nicht. Was Wiese behauptet, ist lediglich, daß er Ihnen dies wertlose Ding“, der Vorsitzende nahm die Rideluhr für einen Augenblick auf von dem grünen Tuch der Tischplatte, „dafür gegeben hat, daß Sie ihm das Monogramm aus der goldenen heraus-schliffen . . . na, und das werden Sie doch nun auch schließlich nicht mehr leugnen wollen, nicht wahr?“

Dem Knopfsrücker entging kein Wort. Obwohl seine Aufmerksamkeit geteilt war zwischen dem, was der Richter sprach und der schadenfrohen Miene des Meisters aus seiner Fabrik, der den dicken Schädel weit vorredete, um ja jedes Wort aufzufangen und es morgen in der Fabrik wiederzuerzählen.

Die Oberlippe zwischen den Zähnen und von unten her-auf, bald nach rechts und bald nach links schielend, stand Georg Hellwig unbeweglich in der Anklagebank.

Der Vorsitzende wartete ruhig den inneren Kampf ab, der da in der breiten Brust so heftig tobte. Aber einer der Beisitzer, ein vollstättiger Herr mit einem unwahrscheinlich großen Schnurrbart, den er alle Augenblicke durch die fleischigen Hände gleiten ließ, dem dauerte der Scherz zu lange. Er bat, sich höflich gegen den Vorsitzenden neigend, um die Erlaubnis, dem Angeklagten eine Frage vorlegen zu dürfen, und sagte zu diesem mit merklich ironischer Tönung:

„Sagen Sie mal, Hellwig, was dachten Sie sich eigentlich dabei, wie Sie sich die Uhr geben ließen von dem Wiese? Man muß sich doch bei so 'ner Gelegenheit irgend was denken! . . .“

Der Angeklagte fuhr zusammen . . . Sollte der ihm etwa 'ne Falle stellen? . . . Eben war er noch dicht dran gewesen, alles einzugestehen und sich zu verraten! . . . Ne, neel! . . . Die taten bloß so, wie wenn sie ihm wohl-wollten . . . In der Mitte der mit der angenehmen Stimme ebenso wie die anderen! . . . Und nachher setzten sie ihn rein, daß ihm Hören und Sehen verging! . . . Da unten, im Zimmer der Angeklagten, wo er vorher gewesen war, bis zur Verhandlung, da hatten se's ihm ja auch noch mal gesagt: „Nischt zuheben! Alles leignen! Denn kenn 'e Dir janischt! . . .“ Was wollten sie ihm denn, wenn er bei seinem „Nein“ blieb? . . . ! Und wenn sie ihn wirklich verurteilten, dann konnte er ja immer noch Berufung einlegen! . . . Und dann war wenigstens der Kerl nicht dabei, sein Meister!

„Na, also, Hellwig, was haben Sie uns nun zu sagen?“

Der Angeklagte hob den Kopf und sagte trotzig:

„Ich war's nicht, Herr Gerichtshof . . .“

Der Richter nahm seinen blonden Vollbart in die Linke und strich langsam daran herunter. Nach einer kleinen Pause fragte er:

„Soll das soviel heißen, daß Sie bei Ihrer Behauptung bleiben, Sie hätten die Uhr gekauft und sie nicht vom Zeugen Wieße für das Ausweken des Monogramms erhalten?“

Der Angeklagte nickte kurz.

„Ja wohl, Herr Gerichtshof.“

Zwischen den Brauen des Richters erschien eine tiefe Furche.

„Nun gut . . .“ Das Gericht zieht sich zur Urteils-fällung zurück.

Nur der Staatsanwalt blieb dort sitzen. Aber drüben im Zuschauerraum rührte sich keiner und der Fabrikmeister starrte unausgesetzt auf den Angeklagten, der sich ostentativ nach links wandte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Fruchtbarkeit.\*

Von August Strindberg.

(Schluß.)

Nach der dritten Laufe findet der Mann die Sache bedenklich und beginnt wieder das falsche Spiel, mit den gleichen Folgen wie früher: Doktor, Urlaub, Reiten, Portwein! Man muß ein Ende machen. Und jedesmal zeigt sich ein Fehlbetrag im Budget.

Als aber schließlich sein ganzes Nervensystem aus den Fugen geriet, mußte er der Natur ihren Lauf lassen. Und sofort stieg die Ausgabe und sank die Einnahme.

Allerdings war er nicht arm, aber reich auch nicht.

„Um die Wahrheit zu sagen, liebe Alte, es wird wieder genau dieselbe Geschichte wie früher,“ sagte er.

„Weinake, lieber Freund,“ antwortete die arme Frau, die außer ihren Mutterpflichten alle Arbeiten einer Magd zu besorgen hatte.

Nach dem vierten Kindbett wurde es ihr zu schwer, und man war gezwungen, ein Kindermädchen zu halten.

„Jetzt muß es genug sein,“ gestand der trostlose Gatte. „Hier machen wir Punkt.“

Die Armut grinst sie an. Das Fundament, auf dem das Haus gebaut war, begann zu sinken.

Und mit dreißig Jahren, dem reifen Alter, da alle Blumen befruchtet werden müßten, sahen die jungen Gatten sich auf ein schändliches Zölibat angewiesen. Der Mann wurde mürrisch, sein Gesicht färbte sich aschgrau und sein Blick erlosch. Die reiche Schönheit der Frau welkte, ihr kräftiger Busen fiel ein; dazu hatte sie alle Leiden einer Mutter auszustehen, die ihre Kinder blutarm und schlecht gekleidet sieht.

Eines Tages stand sie am Herd und briet Hering, als eine Frau aus der Nachbarschaft kam, um mit ihr zu plaudern.

„Wie geht es Ihnen,“ begann sie.

„Danke, so ziemlich! Und Ihnen?“

„Ach, ich bin recht schwächlich! Es ist nichts Los mit der Ehe, wenn man beständig auf seiner Hut sein muß.“

„Glauben Sie, Sie sind die einzige?“

„Was?“

„Wissen Sie, was er zu mir gesagt hat? Man muß das Züchlein schonen! Und ich leide, das können Sie mir glauben! Schön ist es nicht, verheiratet zu sein! Er oder sie muß es fühlen. Das kommt auf eins heraus.“

„Oder alle beidel!“

„Man scheint nichts dabei machen zu können.“

„Aber die Gelehrten, die sich auf Staatskosten den Bauch mästen?“

„Die Gelehrten, ja, die haben an so viel anderes zu denken, und übrigens ist es ja unpassend, über solche Dinge zu schreiben: man könnte sie nicht laut vorlesen.“

„Aber das wäre doch die Hauptsache.“

Und dann teilten die beiden Frauen einander ihre bitteren Erfahrungen mit.

Im nächsten Sommer muß man in der Stadt bleiben, im Erdgeschloß, einer Gasse hausen, von dem man die Aussicht auf einen Kaminstein genießt, der so stinkt, daß man nicht die Fenster zu öffnen wagt.

Die Frau arbeitet mit der Nadel im selben Zimmer, in dem die Kinder spielen; der Mann, der aus seiner Stellung verabschiedet ist, weil er keinen sauberen Anzug mehr besitzt, schreibt ab in einem Zimmer nebenan und brummt über den Lärm, den die Kinder machen. Man wirft einander harte Worte durch die Tür.

Es ist Pfingsten. Der Mann liegt am Nachmittag auf dem zerlumpten Ledersofa und betrachtet durch die Scheibe ein Fenster auf der anderen Seite der Gasse. Er sieht dort ein Mädchen, das in schlechtem Ruf steht, wie sie sich für die Abendpromenade schmückt. Neben ihrem Spiegel liegen ein Fliederzweig und zwei

Apfelsinen. Ohne sich an neugierige Blicke zu kehren, schnürt sie ihr Mieder über ihren festen Busen zu.

„Das ist kein schlechtes Leben, sagt der zu Zölibat Verurteilte sich, indem er plötzlich auflodert. Man lebt nur einmal hier auf der Welt, und leben muß man, wie es auch gehen mag.“

Da kommt seine Frau ins Zimmer und erblickt den Gegenstand seiner Beobachtungen. Es flammt in ihrem Auge auf; der letzte Funke einer ausgebrannten Liebe glimmt unter der Asche und nimmt die Form einer vorübergehenden Eifersucht an.

„Wollen wir nicht die Kinder nehmen und in den Tiergarten gehen?“, fragt sie.

„Um unser Elend auszustellen? Nein, danke!“

„Aber hier drinnen ist es heiß. Ich werde die Rollgardinen herunterlassen.“

„Dann öffne lieber ein Fenster.“

Er errät die Gedanken seiner Frau und steht auf, um es selber zu tun. Dort draußen am Rande des Bürgersteigs sitzen seine vier Kleinen, dicht neben Ablaufröhren. Sie haben die Füße in dem trockenen Kaminstein und spielen mit Apfelsinenschalen, die sie aus dem Straßenteufel hervorgefucht haben. Er fühlt einen Stich im Herzen und das Schluchzen kommt ihm in den Hals. Aber die Armut hat ihn so abgestumpft, daß er untätig stehen bleibt und die Arme kreuzt.

Plötzlich quellen zwei Schlammströme aus den Röhren hervor, überschwenmen den Kaminstein und begießen die Füße der Kinder, die aufschreien, von dem Gestank halb erstickt.

„Zieh die Kinder zum Ausgehen an, aber beeile Dich“, ruft er, den die herzzerreißende Szene ganz verzagt gemacht hat.

Der Vater schob den Korbwagen, in dem das Kleinste lag, während die Mutter die anderen an der Hand führte.

Sie kamen nach dem Klaratirchhof, ihrem gewöhnlichen Zufluchtsort, dessen dunkelstämmige Linden üppig grünen, als sei der Boden von den dort beerdigten Leichen gebüngt.

Es läutete zum Abendgottesdienst. Armenhändlerinnen gingen in Scharen in die Kirche, um sich auf die Stühle zu setzen, die ihre reichen Eigentümer leer gelassen; die hatten ihre Seele beim Hauptgottesdienst erquickt und schaukelten jetzt auf ihren Equipagen im königlichen Tiergarten. Die Kinder kletterten auf den flachen Gräbern herum, die mit Wappenschilden und Inschriften geschmückt waren.

Die Gatten setzten sich auf eine Bank und stellten den Kinderwagen, in dem das Kleinste lag und an der Flasche sog, neben sich. Halb vom Gras eines nahen Grabes verborgen, gaben sich zwei Hunde beim Klang der heiligen Glocken ihren Frühlingsgefühlen hin.

Ein junges elegantes Ehepaar, das ein kleines in Samt und Seide gekleidetes Mädchen an der Hand führte, kam vorbei. Der arme Reinschreiber hob die Augen zu dem jungen Stutzer und erkannte einen früheren Kameraden aus dem Handelsamt, der ihn aber nicht grüßte. Ein Gefühl bitteren Neides packte ihn so heftig, daß er sich mehr von diesem „unehel“ Gefühl gedemütigt fühlte als von seiner beklagten Lage. Grollte er dem andern, weil der jetzt eine Stelle belleidete, nach der er selber gestrebt? Sicher nicht. Aber sein Neid konnte ja die Rehrseite seines Rechtsgefühls sein, und sein Neid war um so tiefer, weil er von einer ganzen enterbten Klasse geteilt wurde. Er war überzeugt, daß die Armenhändlerinnen, die das Joch der kommunalen Wohltätigkeit trugen, seine Frau beneideten, und es war ganz sicher, daß viele von diesen Herrschäften, die hier in ihren mit Wappenschilden geschmückten Gräbern ruhten, ihn um seine Kinder beneidet hätten, wenn sie selber gestorben waren, ohne einen Erben für das Majorat zu hinterlassen. Allerdings hat das Leben seine Mängel, aber warum sollen die fetten Vissen denen zufallen, die es schon gut haben? Und wie kommt es, daß der Gewinn immer bei denen bleibt, welche die große Lotterie eingerichtet haben? Die Enterbten müssen sich mit der Messe begnügen, nämlich der des Abendgottesdienstes; für sie ist die Moral bestimmt und die Tugenden, die von den anderen verachtet werden, denn die Pforten des Himmels springen gegen klingende Bezahlung für sie auf. Aber der gute und gerechte Gott, der die Gaben so schlecht verteilt hat? Besser wäre es in der Tat, ohne einen schlechten Gott zu leben, der obendrein so aufrichtig gewesen war, einzugestehen, „der Wind wehe, wohin er (der Wind) will“; damit habe er ja bekannt, daß er sich nicht mit unseren Angelegenheiten befasse. Aber ohne Kirche kein Trost unter den jetzigen Verhältnissen! Aber warum gerade Trost? Besser, sich so einzurichten, daß man keinen Trost nötig hat. Nicht wahr?

In diesen Gedanken wurde er von seiner ältesten Tochter unterbrochen, die ein Lindenblatt als Sonnenschirm für ihre Puppe haben wollte. Der Vater war kaum auf die Bank gestiegen, um einen Zweig abzubrechen, als ein Schuhmann ihm in barschem Ton zurief, man dürfe die Bäume nicht anrühren. Neue Demütigung! Gleichzeitig ersuchte ihn der Schuhmann, die Kinder nicht auf die Grabsteine steigen zu lassen, denn das sei nach der Kirchhofsordnung verboten.

„Das Beste ist wohl, wir gehen nach Haus“, rief der Vater vernichtet aus. „Wie viel Mühe man sich um die Toten macht und wie wenig um die Lebenden!“

Und sie gingen wieder nach Haus.

Der Mann setzte sich an seine Arbeit. Er hatte das Manuskript einer akademischen Abhandlung über die Ueberbevölkerung abzuschreiben.

Er konnte nicht anders, als sich für den Inhalt zu interessieren und las daher das ganze Heft.

Der junge Autor, der zu der sogenannten ethischen oder Damenschule gehörte, predigte gegen das Laster.

Was für ein Laster? fragte sich der Abschreiber. Durch das wir alle zur Welt kommen? Das bei der Trauung geboten wird durch die Worte: „Vermehret euch und erfüllet die Erde!“

Und der junge Autor schrieb weiter: Außer der Ehe sei die Vermehrung ein unheilvolles Laster, weil die Kinder, die nicht die nötige Pflege erhalten, ein trauriges Schicksal haben. In der Ehe dagegen sei es eine Pflicht, seinen Neigungen freien Lauf zu lassen. Dafür spreche unter anderem der Umstand, daß das Gesetz sogar das Ei des Weibes schützt, und zwar mit Recht.

Es gibt also, dachte der Abschreiber, eine Vorkehrung für eheliche, aber keine für uneheliche Kinder. Oh, dieser junge Philosoph! Und das Gesetz, das das Ei schützt! Mit welchem Recht machen sich denn die kleinen mikroskopischen Dinger bei jedem Mondwechsel los? Man müßte wirklich die Polizei holen, um über die heiligen Eier zu wachen!

Alle diese Albernheiten mußte er mit seiner schönsten Handschrift ins Reine schreiben.

Eine solche Menge Moral, aber nicht ein Wort der Aufklärung.

Der moralische oder richtiger der unmoralische Sinn des Gedankenganges war: Es gibt einen Gott, der alle in der Ehe geborenen Kinder nährt und heidet; einen Gott im Himmel, wahrscheinlich, aber auf der Erde? Allerdings soll er einmal auf die Erde niedergestiegen sein, um sich kreuzigen zu lassen, nachdem er sich vergebens bemüht, Ordnung in die verworrenen Geschäfte der Menschheit zu bringen: er wurde nicht damit fertig.

Zum Schluß schrieb sich der Philosoph heiser, der reichliche Vorrat an Weizen sei ein unwiderlegbarer Beweis, daß es keine Ueberbevölkerung gebe; daß die Lehre des Matthäus falsch sei, und dazu verbrecherisch, sowohl vor dem bürgerlichen Gesetz, wie vor dem moralischen.

Und der arme Familienvater, der seit Jahren kein Weizenbrötchen gelostet hatte, stand auf, um die Kinder anzutreiben, Roggenmehlgrüße und bläuliche Milch hinunter zu würgen, mit denen sie den Magen füllten, ohne sich satt zu fühlen.

Es war trostlos, nicht weil Wassergrüße das schlimmste ist, sondern weil der alte prächtige Humor verschwunden war; dieser Zauberer, der den dunkeln Roggen in goldenen Weizen zu verwandeln weiß; die allmächtige Liebe, die ihr Füllhorn ausschüttet, war nicht mehr da. Die Kinder waren Lasten geworden, und die geliebte Frau ein versteckter Feind, der heimlich verachtete und verachtet wurde.

Und die Quelle zu all diesem Unglück? Der Mangel an Brot! Und doch stürzen jetzt die großen Handelsstädte der neuen Welt unter der Last des allzu reichlichen Vorrats von Getreide zusammen! Eine Welt der Widersprüche! Die Art und Weise, nach der das Brot verteilt ist, muß also mangelhaft sein.

Die Wissenschaft, welche die Stelle der Religion eingenommen hat, vermag keine Antwort darauf zu geben; sie stellt nur die Tatsache fest und läßt die Kinder vor Hunger sterben und die Eltern vor Durst.

## Johannes Wedde.)

Zur zwanzigsten Wiederkehr seines Todestages am 12. Januar.

Die opfervolle Zeit des himmelfürchtigen Ausnahmegesetzes gegen die Sozialdemokratie steigt bei dem Namen Johannes Wedde empor. Sie hat die Ehrlichkeit und den Ueberzeugungsmut erprobt, hat Charaktere gestählt und Ueberwinder schlagkräftig gemacht, hat unter den Augen des brutalen Feindes ein Massenaufgebot gerufen und geschickt, und in Norddeutschland, in Hamburg, hat Johannes Wedde, der ein ernsthafter Denker und Dichter war, sich in dieser von Gefahren umdrohten Arbeit bewährt. Treu bis zum Tode! Tragisch umgibt diesen Tod. Als die Arbeiterpartei durch ein Gewaltgesetz zerschlagen werden sollte und Organisation und Presse verlor, als Ausweisung und Kerker ihre finstere Arbeit taten, trat Wedde furchtlos als Helfer der Bedrückten in die Bresche, und als er nach schweren Kampfsjahren, selber ein Opfer des Schandgesetzes, endlich spüren und prophezeien durfte, daß „in jeder Beziehung eine recht tüchtige Sonnenwende nicht mehr fern“ sei, da warf ihn, unmittelbar vor dem Sonnenwendesiege, vor den Reichstagswahlen von 1890, die Bismarcks Sturz besiegelten, der Tod zu Voden. Im Exil starb Johannes Wedde, 47 Jahre alt, ein Unermüdlicher, der den letzten Atemzug seiner Kraft der Sache der Arbeiterbewegung pflichtfreudig hingegeben hatte. Er ist wahrhaft für seinen

Glauben gestorben, der ihn seine Arbeit als Menschheitsdienst empfinden ließ.

Wedde war eine kraftvoll geschlossene Persönlichkeit, ein willensstarker Ueberzeugungsmensch, der nicht ertrug, daß sein Handeln sich abseits hielt von den Wegen, die sein Denken sich eroberte. Sein ganzes Leben ist Ueberzeugungskampf, Befestigung und Selbstzucht gewesen, und mit den Früchten seiner Selbsterziehung wuchs ihm der Glaube, daß eine Erziehung der Mitmenschen möglich und notwendig sei. Er glaubte an eine Selbstherrlichkeit des menschlichen Willens seinem Träger gegenüber, und dieser Glaube gedieh ihm auch im Kampfe gegen das Los, das ihm körperlich beschieden war: er war mit verkrümmter Wirbelsäule zur Welt gekommen. Die Versuche der Eltern, das Gebrechen zu beseitigen, halfen nicht, aber der Knabe und Jüngling war stetig bemüht, den Körper gegen sein lebensfeindliches Uebel zu stärken, und es ist auch ersichtlich, welche Mühen, Entbehrungen, Strapazen er später wagen konnte. Er wagte geradezu immer das Neueste. Als Student ließ er plötzlich die germanistisch-historischen Studien und die Aussicht auf eine glänzende akademische Laufbahn fallen, um — 1864 — zu staatsrechtlich-vollswirtschaftlichen Studien überzuspringen: der Wirklichkeitsdrang überflügelte plötzlich alle Lust an geschichtlicher Vergangenheit; ein paar Jahre später brach er mit seinem Vater, einem Tuchfabrikanten in der Lüneburger Heide-Stadt Uelzen, und war nun gezwungen, sich sofort ganz auf eigene Füße zu stellen; und als ihm 1881 endlich der Ertrag fünfzehnjährigen Kampfes sicher war, ging er auf die angebotene Herausgeberschaft einer finanziell gesicherten Kunstzeitschrift für Norddeutschland nicht ein, weil in eben diesem Augenblicke die ausnahmefähig bedrängte Sozialdemokratie Hamburgs ihm die Redaktion einer neugegründeten Zeitung für die Arbeiterschaft antrug. Er mutmaßte, sein Leben werde das fünfzigste Jahre nicht überdauern, und so setzte er alles daran, diese Spanne schaffend auszunutzen.

Er hatte den bürgerlichen Idealismus der dreißiger Jahre geerbt. Romantik und Vergangenheitskult hielten den Jüngling in Banden. Den längst entschiedenen Kampf des philosophischen Idealismus mit dem Materialismus kämpfte er für sich noch einmal und mit eigenem Ergebnis durch. Er setzte sich mit Schopenhauer auseinander, aber er war eine Natur, in der alles auf Lebensbejahung und Tathauptung hindrängte, und so blieb der bürgerliche Pessimismus weitab von ihm. Der Wille galt ihm als das männliche Prinzip der Schöpfung; weibliches Prinzip war in seinen Augen die Macht, von der wir die Erdenfreude empfangen, und diese Macht muß der Wille sich zur Liebe zwingen. Immer ist dem Philosophen, der einer Lösung des Welträtsels nachsinnt, der Dichter zur Seite, der das gedanklich Gefundene künstlerisch anschaulich darstellt. Weddes Handeln erläutert und ergänzt Weddes philosophische Weltanschauung, und dieses Handeln mündet aus in den edelsten sozialistischen Altruismus. Er wußte; in der Politik kam es an auf die Betonung der ökonomischen Abhängigkeit, für die Latkraft des Einzelnen aber war es wichtig, zu betonen, wie sehr der Einzelne Freiheit habe, seinen Willen geltend zu machen. In Weddes auflösendem und neu bauendem Geiste bewegte sich die Philosophie der Uebergangszeit, die sich mühte, auf dem Boden der Wirklichkeit festen Fuß zu fassen.

Weddes sozialistische Anfänge sind utopistisch gefärbt. Sie gehen auf das Jahr 1871 zurück. Da träumte er von einem „Miniaturbild der Zukunfts-gesellschaft“ in einem noch nicht oder wenig bebauten Landgebiete. Zehn Jahre später — zehn arbeitschwere Jahre als Lehrer, Schriftsteller, Theaterkritiker in Hamburg — haben die Träume neues Blut empfangen, nun schreibt der Dichter: „Wir wollen selbst der Mittelpunkt eines Kreises werden, eines Kreises, der sich hoffentlich zuletzt über die ganze Menschheit ausdehnen soll, wenn das freisch auch wohl erst unsere späteren Nachkommen erleben. Aber geschehen soll's doch!“ Das sind Worte des reifen Menschen Wedde: das Leben läßt ihn das werdende suchen und sehen, und es drängt ihn, Keime des Neuen auszustreuen, im großen wie auch im kleinen. Seine Erdenfreude offenbart sich als Schaffensfreude. Die Sehnsucht seines maitlichen Trugliedes aus den siebziger Jahren erfüllte sich ihm:

Ohne Belohnung und ohne Gewinn  
Schaffen für künftige Ernte.

Er war Erzieher durch und durch, ein Erzieher, der seine Kraft kamte und ihr vertraute. Solche Menschen sind gläubig, und wenn Wedde an sein Ziel glaubte, so glaubte er an nichts anderes als an seine eigene Schaffenskraft. Als Erzieher also lieb er sie walten. Kindererziehung hatte ihn von je gereizt und befriedigt. Jetzt — unterm Ausnahmengesetz — sollte er sich als Volkswildner erweisen. Seine Aufgabe hat er so gezeichnet: „Wenn man den Leuten nur sagt: So und so muß es nicht sein, und wenn man ihnen auch dieses Keim mit allem Feuer und aller Arbeit immer wieder vor Augen bringt — im wesentlichen aber nur dies tut —, so ruft man damit zunächst allerdings Entrüstung gegen das gebrandmarkte Verlehrte und hell Lodernde Begeisterung gegen dasselbe hervor, aber man erzeugt damit keine dauerhafte Stimmung des langsam undersonnenen Gegenarbeitens gegen das Schlechte, wie fr nur auf dem stolzen freudigen Bewußtsein ruhen kann, nicht erst frei werden zu wollen, sondern innerlich schon frei zu sein.“ Er arbeitete darauf hinaus, „das moralische Vermögen im Menschen selbst zu kräftigen“ und nannte dies Vermögen mit Schillerischer Gedankenwendung „freien Schönheitsinn“. So hatte er schon als Theaterkritiker die Bühne zur Erziehungsanstalt machen wollen. Auch den Geschichts-

\*) Theodora Wedde (Weddes Schwester), Johannes Wedde, Gedankblätter. Hamburg 1891, Verlag von Hermann Gröning. (Geb. 1,80 M.) In demselben Verlage erschien auch eine literarische Studie über Wedde von dem Schweizer Albert Steh. Diese und andere Veröffentlichungen sind jetzt von dem „Verlag von Joh. Weddes Werken“, Hamburg 36, Esplanade 39, zu beziehen. Eine zweibändige Ausgabe der Werke bezieht man von A. Janssens Verlag, Hamburg. Dort auch eine Auswahl seiner Gedichte (50 Pf.), und die sehr beachtenswerte Würdigung von Johs. Herm. Müller: Der Sozialdemokrat Johannes Wedde als literarische Größe (1 M.).

schreiber sah er so vorweg als Erzieher. In der „Neuen Zeit“ griff er 1886 Rommen heftig an, daß er wesentlichste Partien seines Stoffs in der Römischen Geschichte übergangen habe: „Hier heißt Schweigen Fälschen. Der Geschichtsschreiber ist ein Lehrer der Völker. Ist die Lehre gefälscht, so trägt sie giftige Früchte.“ Er forderte die „höchstmögliche Wertung der nationalen Sonderbegabung“ und war darauf aus, sie in sich und anderen zu steigern, auch hier vom Engeren, Nahgelegenen aus, von der Belebung der Luft an der heimatischen Welt. Er hat schon vor vier Jahrzehnten Waldschulunterricht gegeben. Diefste sozialkulturelle Erkenntnis ahnet aber das herrliche Erzieherwort: „Anlagen der Menschen sterben damit nicht ab, daß man sie ein Weildchen nicht kultiviert.“ Diese Einsicht führte den mutigen Mann in Hoffnungsfreude „auf der Menschheit linke Seite“ und segnete sein Werk.

Schon vor dem Ausnahmegezet war Wedde eifriges Parteimitglied, wenn er auch einstweilen nicht offen als solches hervortrat. Der edle August Geib ist ihm der Pförtner zur Partei gewesen. Theodora Wedde erzählt: „Mit den Hamburger Genossen, Geib, Auer, Ploß, Praast in regem persönlichen Verkehr stehend, mit den auswärtigen Freunden, vorzüglich mit Haienleber, eine eifrige Korrespondenz unterhaltend, schrieb Wedde für den „Volksstaat“ und beteiligte sich gern an den Angelegenheiten der Partei. In Geibs Hause führte das Attentatsjahr die Freunde manchen Abend zusammen zu ernstem Gespräch; hier begrüßte Wedde die ersten Berliner Ausgewiesenen, deren stumm getragene Sorge und schwererhaltener Ingrimm ihn aufs tiefste erregte.“ Dann fiel Geib als eines der ersten Opfer des Sozialistengezetes. Sein Tod war Wedde ein herber Schlag. Den harten Groll jener Zeitjahre hatten auch einige Gedichte Weddes lebendig festgehalten. Eins von 1878 — „Unterm Ausnahmegezet“ betitelt — ruft:

Was soll der eitle Klageruf?  
Dem Sturm die Stirn geboten!  
Verloren gibt der tapfere Mann  
Auf Erden nur die Toten.  
Uns leben auch die Toten noch:  
Das Wirken ihrer Kräfte  
Verslog ja nicht, schafft heimlich fort  
Am großen Weltgeschäfte.

Wir leben noch! Entrüstung glüht  
In allen unsern Adern.  
Wir lernen längst: Zum Ziele führt  
Kein wildempörtes Hadern;  
Es hilft uns nur der stille Grimm,  
Das angehaltne Weiten;  
So schmelzen wir des Winters Eis,  
Dann knospen Freiheitsblüten.

Das ist uns nun seit Jahren kund  
Und wär' uns jetzt entfallen?  
Wir sind von je dem Volke gleich,  
Das seines Tempels Hallen  
Aufbaute mit dem Schwert am Gurt,  
Zum Kampf auf Tod und Leben  
Bereit, in jedem Augenblick  
Dem Feinde preisgegeben.

Weddes Gedichte sind echt zeitgeborene Bekennerslyrik voll Sturm und Trost. Um 1870 sammelte der Dichter ein erstes Heft, das er „Lieder eines Patrioten“ nannte. Diese Lieder, von Freunden als romantisch empfunden, waren, wie sich einer dieser Freunde ausdrückte, geschrieben „mit phosphorgetränktem Finger in riesiger flammender Runenchrift an die dunkle Wand nach Muster des unheimlichen Korrespondenten weiland König Belzars“. 1883 erschien dann der wichtige lyrische Band „Grüße des Verdenden“, dessen einleitende Strophen die Lösung hallen lassen: „Zum Kampf fürs Verderbende, zum Kampf mit Allen!“

Freilich, die zünftige Literaturkritik und Geschichtsschreiberei ging an diesem Dichter achtlos vorbei, er fiel gar zu sehr aus dem Goldschnittrahmen der zeitlichen mimetädelnden oder welt-schmerzselnden Lyrik heraus. Und nun gar ein Lyriker, der sozialdemokratisch tätig war! Wedde hat sich nicht um papierernen Dichterruhm gemüht; er schrieb seine Strophen aus innerstem Bedürfnis, aus seinem philosophischen Gedankentingen und aus dem Zeitenkampf heraus, und so war für ihn ihr Zweck erfüllt. Als 1887 die „Bürgerzeitung“ verboten und Wedde zehn Tage später aus Hamburg ausgewiesen wurde, hielt er sich zwar in altem Trost auch gegen diesen Schlag aufrecht, aber die Jahre waren nun doch gekommen, wo der Körper verlagte. In Lübeck lebte Wedde im Asyl; von dort schrieb er für das neugegründete Hamburger Arbeiterorgan; 1889 ging er als Delegierter zum Internationalen Kongreß in Paris und dann übertrug die Hamburger Arbeiterschaft ihm die Reichstagskandidatur für den dritten Wahlkreis. Er sollte den Triumph seiner Arbeit und seiner Sache nicht mehr erleben. Er hatte die Kraft nicht mehr, einer Infuenza zu trotzen, die ihn schnell hinmächte.

Wilhelm Liebknecht hat von diesem Kämpfer gesagt: „Wedde war eine sonnige Natur; überall, wohin er kam, strahlte er Lust und Wärme aus.“ Das war der persönliche Eindruck, den Wedde ausübte. Aus seinen Schriften gefüllt sich noch ein Drittes hinzu: ausstrahlende Kraft. Die spüren wir deutlich, wie sehr auch im

Gedächtnen Gedächtes und Geschautes uns oft wie allzu zeitfremd gewordene Art berühren mag. Die Energie des Denkers und Dichters macht sich schnell durch die Hülle hindurch geltend und packt den Leser mit eisernen Griffen voll heißen Lebens. Daß dem Philosophen Wedde noch eine praktische Wirksamkeit beschieden sein könnte, will nicht recht glaubhaft erscheinen; daß manches Gedicht, manche Strophe Weddes ins Volk dringen und leben wird, erseht man viel glaubhafter; sicher aber ist, daß Wedde als Erzieher durch das Vorbild seines stark gewollten ehrlich-kühnen Lebens Grobes schon gegolten hat und weiter gelten wird, wenigstens in der Arbeiterschaft, und das war ja sein Wollen.

Fr. D.

## Kleines feuilleton.

### Kulturgegeschichtliches.

Die Ausbreitung des Buddhismus von Indien nach Turkestan und China. Bisher war es in Deutschland allgemein üblich, den Buddhismus ausschließlich vom religions-philosophischen Standpunkt aus zu betrachten; sein Studium war zuzunehmen nur ein Anhängsel der indischen Philologie. Erst in jüngster Zeit hat diese Religion, zu der sich weit mehr Anhänger bekennen als zum Christentum, im Anschluß an die politischen und wirtschaftlichen Ereignisse im östlichen Asien das Interesse auch anderer Forscherkreise wachgerufen. Man ist vor allem bemüht, die Bedingungen, unter denen der Buddhismus außerhalb seines Ursprungslandes Eingang fand, die kulturellen Umwälzungen, die er hervorrief und die mannigfachen Umwandlungen, die er selbst dabei erfahren mußte, festzustellen. Von besonderer Wichtigkeit für die Beantwortung dieser Fragen ist die Aufhellung des Weges, auf dem sich der Buddhismus von Indien nach Turkestan und China verbreitete. Dieser Weg war bislang in ziemlichem Dunkel gehüllt, das D. Franke in einem Artikel des „Archivs für Religionswissenschaft“ etwas aufzuhellen sucht. Es ist einleuchtend, daß uns darüber nur wenige historische Daten erhalten sind, wenn man bedenkt, daß der Buddhismus sich im Gegensatz zu allen anderen uns bekannten Religionen ohne Bewußtsein-zwang und ohne blutige Gewalttat verbreitete und in Ermangelung einer Anknüpfung an äußerlich sichtbare Tatsachen, an Kriege und Schlachten seine erste Geschichte so schwer erkennbar ist. Schon die Antwort auf die Frage, wann die außerindische Missionstätigkeit der Anhänger Buddhas begann, stößt auf große Schwierigkeiten, da die Indier auf dem Gebiete exakter Geschichtsforschung vollkommen versagen. Die erste Kunde vom Buddhismus gelangte durch den Chinesen Hsüang Shien nach dem östlichen Asien, der, wie aus chinesischen Chroniken sich ergab, im Jahre 128 vor Christi von seiner großen mittelasiatischen Entdeckungszug zurückkehrte und davon die Kenntnis der neuen Lehre mitbrachte. Aber erst von der Mitte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts fand der Buddhismus in China Eingang, als von Westen her in kaum noch unterbrochener Reihe gelehrte Mönche kamen, die am Hofe zu Lo-hang, dem heutigen Ho-nan-fu, freundlich aufgenommen wurden und daselbst den Kanon der buddhistischen Schriften ins Chinesische überlegten. Sie stießen um so weniger auf Schwierigkeiten, als die chinesischen Religionsreformer Laotse und Konfuzius ihre Lehre auf ganz ähnliche Moralgrundsätze stützten und im übrigen die buddhistische Lehre sich jeder Art von Volksreligion mit Leichtigkeit anzupassen versteht. Dazu kam, daß im 4. Jahrhundert die türkischen Dynastien der Tsün und Liang auf den Thron kamen, die in ständiger Verbindung mit Mittelasien, damals bereits dem Zentrum der buddhistischen Lehre, standen und nun auch ihr dynastisches Interesse für den Buddhismus in die Waagschale legten. Den Ausgangspunkt für diese buddhistische Missionstätigkeit bildete wohl das Reich der Indostythen, Kaschmir und die benachbarten nordindischen Distrikte. Wann von da die neue Lehre nach Turkestan übergriff, ist ungewiß; im 3. Jahrhundert treffen wir dort bereits in den entlegensten Gegenden, wie am Lopnor, große Klöster mit Tausenden von Mönchen, wie die Ausgrabungen Dr. Steins am Südrande des Tarimbeckens bewiesen haben. Hier haben wir überhaupt den Mittelpunkt buddhistischen Lebens zu suchen; von hier aus war bei den damaligen Verkehrsverhältnissen die Propaganda viel leichter als von dem fast hermetisch durch die Himalaya abgeschlossenen Indien aus. Dem entspricht auch die Form, in der der Buddhismus uns in Tibet, Turkestan und Ostasien entgegentritt, die der sogenannten Mahayanaschule, die von Indostythen aus ihren Ausgang nahm und sich von der im südlichen Indien, besonders in Ceylon herrschenden wesentlich unterschied. In Indien war er die gierig von dem durch Hinzuwanderer ausgebeuteten Volk aufgenommene weltverneinende Religion; je weiter er sich von seinem Ursprungslande entfernte und in Gegenden eindrang, die ein anderes wirtschaftliches Gepräge trugen, Ackerbau- und Hirtenvölker waren, desto mehr Umwandlungen mußte er sich gefallen lassen, desto mehr wandelte er sich in eine auf positives Glück hinstrebende, mit reichem Zeremoniell aus das Volk wirkende Religion um. So wurde aus der vom Jüdischen abstrahierenden Philosophie ein bedeutender kultureller und politischer Machtfaktor.